

Kunst kann vieles sein: Fantasiegebilde, Kampfplatz, Sehnsuchtsort. Und das für nur einen einzigen Betrachter oder für mehrere; manchmal auch für viele.

Das ist das Schöne an der Kunst. Sie kann, wenn *wir* es wollen, beinahe alles sein, alles zulassen, alles zeigen.

Sie *kann*. Aber sie *muss nicht*. Denn es ist ihr ewiges Privileg, sowohl Schauplatz für Debatten, Symbol ideologischer Überzeugungen oder Abbild hyperrealer Wirklichkeiten sein zu können, als auch *einfach nur sich selbst zu genügen*, ohne sich im Grunde um das scheren zu müssen, was wir (andern) von ihr erwarten.

So wie sie nur auf einer einzigen Farbe schwimmen kann (siehe Yves Klein), kann sie auch in einem Meer aus Farben und Nuancen ertrinken.

Sie kann die Dinge zeigen, wie sie sind, und sie kann sie verleugnen oder verdrehen, überzeichnen oder abkürzen. Es ist egal! Es gibt keine Vorschriften.

Kunst muss nicht, sie kann.

*

Nehmen wir die drei großen Leinwandzeichnungen, die im hinteren Ausstellungsraum platziert sind. Versuchen wir uns zuerst vorzustellen, wie Michael Kravagna diese Arbeiten fertigt.

Er selbst sagt, er beginne mit der ersten Linie stets am oberen Rand. Ein einziger, nicht zu schneller Zug, möglichst ohne Unterbrechung, ohne Absatz. Dann die nächste Linie, direkt darunter. Und die nächste. Und wieder. Und wieder. Man könnte es ein *meditatives Experiment* nennen.

Kravagna sagt, was sich dann im Fortlauf dieser routinierten Tätigkeit an Bewegungen einstellt, was sichtbar wird im Verlauf der Linien, an Verwerfungen, Ausbrüchen, *Spurwechseln* – ich nenne es das, *was sich einschleift* – das wäre nichts Intuitives, sondern schuldet sich einzig der Suche nach (einer) *Qualität*. Aber das ist ein recht fremd klingendes Wort, nicht wahr: *Qualität*.

Ich glaube, dabei geht es darum:

Die jeweilige Linie ist tatsächlich nicht das einzige, worauf wir achten sollten, sondern es geht auch um den Raum dazwischen.

Denn weil jede Linie ihre eigene Authentik besitzt, die aus ihrem Charakter, also der Intensität der Farbe und aus der Form (zum Beispiel der Breite) und selbstverständlich aus ihrer Bewegtheit resultiert, beeinflusst eben jede dieser Linien auch den Raum um sich herum.

Sie beanspruchen ihn, sie nehmen ihn in Besitz, beleben ihn durch ihren Charakter, ob man ihn nun ebenmäßig oder zittrig oder gespannt oder fett oder wie auch immer bezeichnen wollte.

Und das faszinierende daran ist jetzt – oder das überraschende, wenn Sie so wollen –, dass aus einer Vielzahl von Linien, die an sich nichts anderes gemein haben, als dass sie aus dem selben Material sind, auf der selben begrenzten Fläche liegen, in einem gemeinsamen Zeitkorridor gezogen wurden und in die selbe Richtung gehen, dass aus diesen vielen einzelnen Linien *eine Fläche* wird.

Und zwar, ohne dass diese Linien etwas anderes sein wollen als sie selbst – denn es sind weder Horizontlinien noch Gebirgsgrate, weder Landschaftsmarken noch Wellenkämme.

Es sind, mit Verlaub, einfach nur Linien – und trotz alledem besitzen sie eine Kraft, oder eben diese *Qualität*, dass wir sie in einem neuen Aggregatzustand wahrnehmen, nämlich als Fläche.

Und weil das noch nicht der einzige Zugewinn ist, ist diese dann Fläche auch kein „tot gestrichenes, lebloses Feld“ aus grauen, braunen und schwarzen Farbtönen, sondern es ist eine lebendige, bewegte, spielerische Fläche – ein *Erlebensfeld!*

Sie können das selber feststellen, indem Sie vor den Bildern auf und ab gehen, den Kopf etwas zur Seite drehen. Sie werden feststellen, dass die aus ungezählten Linien bestehende Fläche beginnt, sich zu bewegen, dass sie das Licht einfängt und es bricht, zurückwirft – ein Moirè-Effekt stellt sich ein ... und belebt die Fläche, lässt sie tanzen, springen, verwehen. Und das direkt vor unseren Augen!

Es ist die Qualität, von der Kravagna spricht, die Qualität jeder einzelnen Linie, die solches zustande bringt, die uns dergestalt überrascht.

*

Wir sehen: Kunst kann vieles, doch was kann sie leisten – und wie misst man diese *Leistung*?

Ein Beispiel:

Sie alle, meine Damen und Herren, kennen das Bild „Der Mann mit dem Goldhelm“. Ein faszinierendes, wunderbares, mit jedem Quadratcentimeter Leinwand von künstlerischer Meisterschaft zeugendes Kunstwerk. Zweifelsohne. Dieses Bild wird, als Ergebnis des Rembrandt Research Projects, seit 1986 nicht mehr Rembrandt, sondern lediglich seinem Umkreis, vielleicht einem Mitglied seiner Werkstatt zugeschrieben.

Nun frage ich Sie: Ist es deshalb ein geringeres, ein weniger bedeutendes Kunstwerk? Hat es tatsächlich so viel an *Authentizität* und, ja *Wahrhaftigkeit verloren*, nur weil wir nicht mehr mit absoluter Gewissheit sagen können, dass es von Rembrandt ist?

Ja. – Eigentlich: Ja, *leider*.

Denn was die entzogene Zuschreibung noch bestürzender macht, noch schwerwiegender als den Werteverlust an sich, ist, dass damit der Kunst etwas Wesentliches von ihrer Autonomie abhanden kam.

Warum? Weil offenbar wird, dass nicht mehr das Kunstwerk, die dahin führende autonome Meisterschaft, das Können eines einzelnen – oder einer Gruppe – im Mittelpunkt steht, sondern sein monetärer Wert, festgemacht lediglich an einem Namen.

*

Woran sollten wir also die Leistung von Kunst messen?

Daran dass sie uns *reich* macht – besser nicht!

Dass sie uns die Welt erklärt – vielleicht. Dass sie uns zum Denken bringt, zum Lachen und Weinen, zum Träumen und dazu, dass wir uns vor ihr bewegen – ich glaube ja, das sollte es sein.

Oscar Wilde schreibt in seiner Vorrede zum Dorian Gray: „(die) Kunst offenbaren und den Künstler verheimlichen ist das Ziel der Kunst“.¹

Das klingt wie ein Bekenntnis zum *l'art pour l'art*, die Kunst bloß um ihrer selbst willen zu schaffen – und ist es doch nicht! Aber es scheint mir die rechte Beschreibung des Kunstvollens von Michael Kravagna zu sein.

Jedes seiner Bilder verhält sich *offenkundig* autonom gegenüber seiner Person wie auch etwaigen Vergleichen mit der Natur, es werden auch keine historische oder gegenwärtige Ereignisse refe-

riert und ganz bestimmt taugen sie nicht als Kommentar auf irgendwelche gesellschaftlichen Konflikte, seien die auch noch so prekär oder aktuell.

Sehen Sie nur diejenigen Bilder, auf denen Farbe die Rolle der Linie übernommen hat. Als Material für die Kunst, als Mittel, sie auszudrücken, ihr Gestalt, eine Form zu geben – auch hier ist die letzte Form übrigens eine Fläche.

Wir *könnten* Seen und Felder und Wolkenspiele darin sehen. Das wäre legitim. Auch dann, wenn der Künstler selbst keine Vergleiche ziehen würde.

Doch diese Bilder erreichen auch ohne Verweise etwas, was die Kunst zur Kunst macht: sie überraschen uns, sie fordern uns zum Denken heraus, zu Widerstand und Beifall.

Und es ist dieser autonome, von der Persönlichkeit befreite Gebrauch der Mittel, der Farbe, der Linien, und das Ergebnis dieses Gebrauchs, die lebendige, individuelle, qualitätvolle Fläche, es ist all das eben beschriebene, was uns zeigt, dass es sich um Kunst handelt – große Kunst.

*

Kunst kann vieles sein, meine Damen und Herren. Wenn sie nur eines ist: überraschend und gut. Doch sehen Sie selbst, wie das geht.

Text © Stefan Skowron, Aachen, im September 2011

¹ Oscar Wilde in: Die Vorrede, zitiert nach: O.W., Das Bildnis des Dorian Gray, Gustav Kiepenheuer Verlag Leipzig und Weimar 1980, Seite 5.